Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Eine Fahrt nach den Ponzainseln
Autor: Gaeng, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571720

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

du...!" Freudenthränen flossen ihr in den Jubel hinein. Sie wußte ja nicht, daß sie „Du" gesagt hatte. Das Glück, in das sich die bange Spannung aufgelöst hatte, das Glück, ihn wieder zu haben, ließ sie alles vergessen. Und er war auch nicht grausam genug, ihr Zeit zu lassen, bis sie sich wieder besonnen hätte. „Meine Blumenfee! Mein Lieb!" jubelte er auf und schloß sie herzlich und warm an seine breite Brust. Er küßte den Mund, den sie ihm willig gewährte, und küßte das süße Gesichtchen, auf dem um den Besitz der blitzhellen Thränenperlen Freude und Schamhaftigkeit um die Wette ihre Rosenlichter warfen.

So hatten sie lange gestanden, eng verschlungen im Abendlicht. Im Stüblein war's still. Die Mücklein hatten aufgehört zu weben. Mütterchens Gewebe war fertig, und die stille Dämmerung schlang es leise und verschwiegen wie einen goldenen Brautschleier um die beiden Liebenden. Ein letzter heimlicher Sonnenblick ruhte noch auf dem Paar und wußte gar nicht zu scheiden.

Auf einmal fragte Albert: „Wo ist Mütterchen?" Und als ihm Emma erzählte, was das „Mitleid" angerichtet, sagte er mit einem ernsten Lächeln: „Komm, wir wollen sie vom Tod auferwecken. Soviel jungem frischem Leben, wie wir ihr bringen, wird sie wohl nicht zu widerstehen vermögen!"

Hand in Hand traten sie in Mütterchens Kämmerlein. Sie saß aber schon aufrecht auf ihrem Lager, streckte ihnen die Hände entgegen und rief: „So ist's doch wahr, so ist's doch wahr!" und lachte und weinte. Die beiden glücklichen Menschenkinder aber knieten an ihrem Lager nieder, ihren Segen zu empfangen, und ein letztes leises Glühen ergoß sich noch einmal über die liebende Gruppe, wie ein Gruß aus der andern Welt, aus der Mütterchen soeben zurückgekehrt war.

„Im Himmel war ich beim lieben Herrgott," sprach Mütterlein. „Ich bracht' ihm die übriggebliebenen Blätter meines Herzbuches und bat ihn, sie in Gnaden anzunehmen, es seien eben nicht mehr, die andern habe mein Sohn herausgerissen. Da winkte der liebe Herrgott, und ein schöner, lieber Engel nahte sich. Der hatte die andern Blätter, die du herausgerissen hattest, du Sturmwind, in der Hand. Und der liebe Herrgott fügte sie wieder in mein Buch hinein, gab es mir zurück und sagte zu mir: Du sollst mir dein Buch noch behalten. Von Liebe und von Menschenglück werden dir deine großen thörichten Kinder viel schöne Geschichten hineinschreiben. Habe acht dazu! Wenn ich dich dann einmal heimrufen werde, sollst du uns im Himmel an schönen Abenden die Geschichten vorlesen, damit wir uns dran erfreuen.... Also sprach der liebe Herrgott. Und der schöne, freundliche Engel warst du, du böser Schelm, und da bringst du mir ja auch meine Herzblätter wieder!"

Eine Fahrt nach den Ponzainseln.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Wohl wenige der Tausende und Tausende von Touristen, die jährlich die italienische Halbinsel in ihrer ganzen Länge durchhasten, werden den pontinischen Inseln einen Besuch abgestattet haben. Und wollte noch einer im Baedeker nachschlagen, schwerlich wird mehr zu erfahren sein, als daß es eine kleine Inselgruppe mit «domicilio coatto» im Tyrrhenischen Meer draußen sei. Ja sogar in Neapel kennt man sie kaum, und fragt man, wo sie liegen, so weist man einen mit unbestimmter Handbewegung über den spitzen Berg von Ischia hinaus ins weite Meer.

Und doch haben diese winzigen Eilande schon zu Römerzeiten eine Rolle gespielt. Schon damals dienten sie als Zwangsaufenthalt, als Verbannungsort. Zuerst wurden nur Angehörige reicher Familien dahin verbannt, von denen jeder noch Geld und Sklaven ins Exil mitnehmen durfte, um sich den Aufenthalt in dieser Abgeschiedenheit so erträglich wie möglich zu machen. Und die alten Römer haben dies ja trefflich verstanden! — Nachher kamen Verurteilte jeder Art auf die verwüstete Insel, um daselbst eines langsamen Hungertodes zu sterben. Wunder und Legenden knüpfen sich an die Leiden christlicher Märtyrer, und später wurden die Inseln weitbekannte Wallfahrtsorte.

Jahrhunderte zerrannen. — Räuberische Scharen, Mauren, Sarazenen sogen die Eilande noch ganz aus. Da schickte die Kirche fromme Brüder hin, die auf den drei Hauptinseln Klöster errichteten, von denen man heute noch schwache Ueberreste sieht. Aber auch die Mönche wurden durch die fortwährenden Ueberfälle räuberischer Scharen wieder vertrieben.

Dann kamen die Inseln eine Zeit lang an die Spanier, die ein Asyl für Pestkranke errichteten. Ja, zur Zeit der napoleonischen Kriege machten sich sogar Franzosen und Engländer den Besitz streitig. Letztere behaupteten sich einige Zeit und befestigten die Inseln mancherorts. Heute noch stehen die «Inglesi» bei den Insulanern in guter Erinnerung.

Durch den Wienervertrag von 1815 fielen diese schicksalsreichen Inseln wieder den Bourbonen zu, die Verbannungsplätze und Gefängnisse errichteten, und von 1860 an setzte das geeinigte Königreich Italien diese Gewohnheit fort.

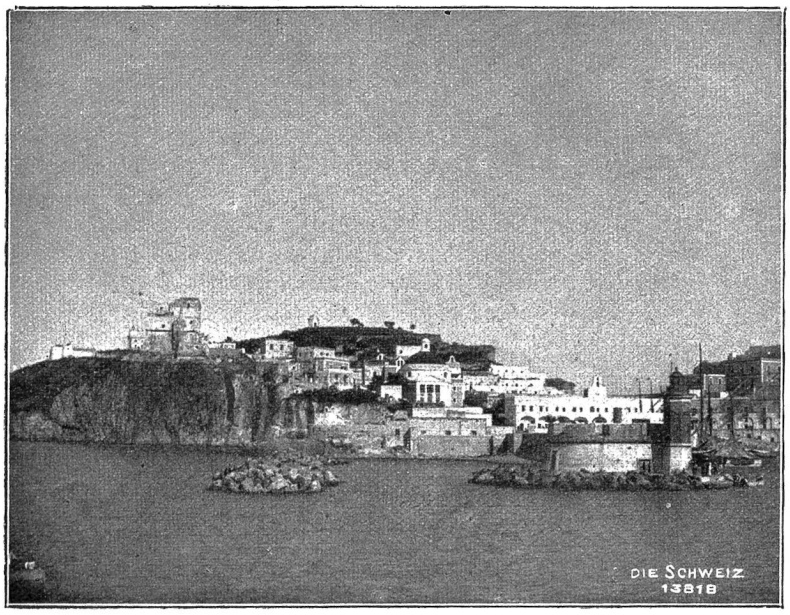
Die Inseln ragen in zwei Gruppen aus dem Meere. Sto. Stefano und Ventotene, von Gaeta 67, von Neapel 100 Kilometer entfernt, sind die erste Gruppe, während Ponza mit Palmarola und Zannone (34 von Terracina und 141 Kilometer von Neapel) weiter im Westen liegen. Ein Dutzend kleiner Inselchen, die diese oben angeführten größern wie Trabanten umgeben, sind ohne Namen. Fünfzehn Kilometer östlich von Ponza sticht unvermutet der Fels „La botte" wie eine Kirchturmspitze aus dem Meeresspiegel. Die Eilande sind vulkanischen Ursprungs; doch sind die Feuer seit Jahrtausenden erkaltet.

Die Verbindung dieser einsamen Inseln mit dem Festland wird durch kleine Golfdampfer hergestellt, die zweimal wöchentlich anlegen. Aber die Reisegefährten, auf die man auf den nicht gerade üppig ausgestatteten Nußschalen angewiesen ist, sind nicht „La crême" der menschlichen Gesellschaft. Meistens abgeurteilte Verbrecher, die ihr Leben hinter den Mauern der Strafanstalt von Sto. Stefano beschließen gehen, oder neuer Zuwachs fürs „Domicilio coatto", den Zwangsaufenthalt auf Ventotene und Ponza.

Schon aus diesen und andern Gründen sträubt sich manch Neu- und Wißbegieriger, sich für zehn Stunden einem dieser Dämpferchen anzuvertrauen. Außerhalb Ischia kann es manchmal auch ganz gehörig blasen.

Wie oft hab' ich sie von Capris Höhen oder vom Kloster von Camaldoli aus am Rande der blauen Flut verschwommen auftauchen sehen, und immer mächtiger regte sich in mir der Wunsch, diese «isole della dimenticanza» (Inseln der Vergessenheit) wie sie Boccaccio nennt, weil sie verderbenbringend Herz und Sinn bezaubern, zu besuchen, die Orte zu schauen, an die sich so manche Geschichte aus vergangenen Zeiten, von Menschensehnen und Menschenelend knüpft.

Wer konnte also das Zustandekommen eines Ausflugs unserer deutschen und schweizerischen Kolonie nach diesen Eilanden,



Ponza vom Meer aus (Phot. E. Gaeng).

auf schönem, eigens dazu gemietetem Salondampfer („Napoli") freudiger begrüßen als ich? — Und so bitte ich den freundlichen Leser, mich auf dieser wunderhübschen und interessanten Fahrt inmitten fröhlicher Menschen zu begleiten und das Auge all die Naturherrlichkeiten genießen zu lassen — unter Deck ist auch fürs Leibliche gesorgt.

Man kann sich kaum etwas Schöneres denken, als am frühen Morgen, wenn die aufsteigende Sonne Land und See vergoldet, auf stolzem Schiff aus dem Hafen von Neapel hinauszugleiten, dem Posilip entlang mit seinen Villen und Gärten, Buchten und Grotten, auf glitzernder Flut, die eitel Gold zu sein scheint. Amphitheatralisch sind die Häuser Neapels am Hügel des Vomero aufgebaut, und es ist, als bewunderten auch die stummen Steine den herrlichen, zu ihren Füßen liegenden Golf. Im Hintergrund links der alte Vater Vesuv, schon wieder sein Pfeifchen schmauchend. Die sorrentinische Halbinsel und Capri liegen in einem feinen Dunstschleier. Das läßt auf einen heißen Tag schließen.

Bald ist die äußerste Spitze des Posilip passiert, und vor uns liegt die kleine Insel Nisida mit dem weißen, kasemattenartigen Gebäude auf der Spitze. Es ist unnütz, erst zu erfragen, welchem Zweck diese Burg wohl diene; kann man doch an den kleinen vergitterten Oeffnungen gleich das „Bagno" erkennen.

Es ist eines der drei gefürchtetsten Zuchthäuser Italiens. Seine Insassen — lebendig Begrabene; denn die meisten Verbrecher auf Nisida sind auf Lebenszeit verurteilt. Mit Recht mag man hier die Verse aus Dantes ‚Divina commedia' zitieren:

«Per me si va nell'eterno dolore,
«Per me si va tralla perduta gente.»

Doch weg von dieser paradiesisch gelegenen Insel und ihren traurigen Bewohnern.

Zur Linken zeigt sich unsern Blicken das liebliche Procida mit seinem stolzen Schloß am Meer, seinen fruchtbaren Weinbergen und seinem freundlichen Städtchen. Und sieht man unten am Strand die saubern Fischerhäuschen, so muß man unwillkürlich an Lamartines „Graziella" denken. Es gibt dort noch manche Graziella! —

Nicht lange haftet das liebliche Bild, rasch ist es verschwunden, doch nur um einem neuen, noch schönern Raum zu geben. — Wir sind vor Ischia.

Abgesondert von der übrigen Insel, nur durch einen schmalen Damm verbunden, steigt die alte Sarazenenfeste „Castello d'Ischia" aus der türkisblauen Flut. — Unter Spaniern und Bourbonen, ja auch teilweise unter der jetzigen Regierung, diente sie als Sitz des Regierungsstatthalters sowie als Gefängnis, heute ist sie öde und verlassen, die Gefangenen sind nach den liparischen Inseln gebracht worden, nur ein Wächter mit seiner Familie hat sich in einem Winkel der terrassenförmig aufgebauten Burg häuslich niedergelassen.

Ich habe sie einst besucht, diese Feste aus vergangener Zeit, und heute noch findet man die Mauerringe in den Zellen, an welche die unglücklichen Gefangenen geschmiedet waren, und manch' guter italienischer Name ist in die Wand gegraben. — Wie viele Seufzer und Klagen mögen in diesen Räumen ungehört verhallt sein!

Unser Schifflein arbeitet sich tapfer durch die klare Flut, stolz, als wüßte es, welch' frohe, lebenslustige Schar es trägt, an Buchten und Klippen vorüber, wobei die Natur bei jeder Kurve neue, überraschende Panoramen bietet. Schon leuchten uns die weißen Häuser von Casamicciola entgegen, heiter und fröhlich wie die sorglosen Menschen, die sie bewohnen. Der Südländer hat die Naturkatastrophe rasch vergessen, und wer heute durch die Straßen von Casamicciola wandelt, würde kaum noch etwas von dem furchtbaren Erdbeben, das diesen Ort vor kaum achtzehn Jahren heimgesucht, erkennen, wenn nicht noch hier und dort ein eingestürztes Haus in seinen Trümmern liegen geblieben wäre. Und auf das neupulsierende Leben schaut gemächlich, wie ein alter ausgedienter Recke, der Monte Epomeo herunter. Ob er wohl je wieder verderbenbringend ein zweiter Mont Pelée werden könnte? — Soweit denkt der Südländer nicht, er lebt ja nur für heute...

Wir fahren nun durch den Golf von Gaeta. Hinter uns verschwindet allmählich Ischia — vor uns nur die blaue See.

Unter Scherzen und Lachen, Spielen und Schabernack geht die Zeit rasch vorbei. Aber trotz all dem Lärm wird ein gewisses Zeichen nicht unbeachtet gelassen, und mit schlechtverhehlter Hast eilt Alt und Jung zum „Lunch". — Wie vorhin Aug' und Sinn so empfänglich für die Schönheiten der Mutter Natur gewesen, so ists jetzt der Magen nicht minder für die kulinarischen Schönheiten der Schiffsküche. Seeluft macht Appetit!

Doch halt, was ist der dunkle Punkt, den man durch die Schiffsluke am Horizont auftauchen sieht?

Wir kommen näher und näher. Der Punkt hat sich vergrößert zu einem viereckigen Klotz, dessen Kanten abgestumpft sind. Wie ein mächtiger gelbbrauner Säulenstumpf eines alten, römischen Kapitols mit moosbewachsener Kuppe ragt Santo Stefano, die kleine, aus Trachitlava aufgebaute Felseninsel

Umsteigen in die Boote (Phot. E. Gaeng).

aus dem tiefblauen Teppich des Meeres. Einer Krone gleich schimmert auf der Höhe das helle Gebäude des „Bagno".

Manch' berüchtigte Größe der italienischen Verbrecherwelt ist hier versorgt und aufgehoben. Hinter seinen Mauern verendete vor noch nicht langer Zeit Bresci, der traurige Held des Königsmordes von Monza, indem er seinem Dasein selbst auf gewaltsame Weise ein Ende machte.

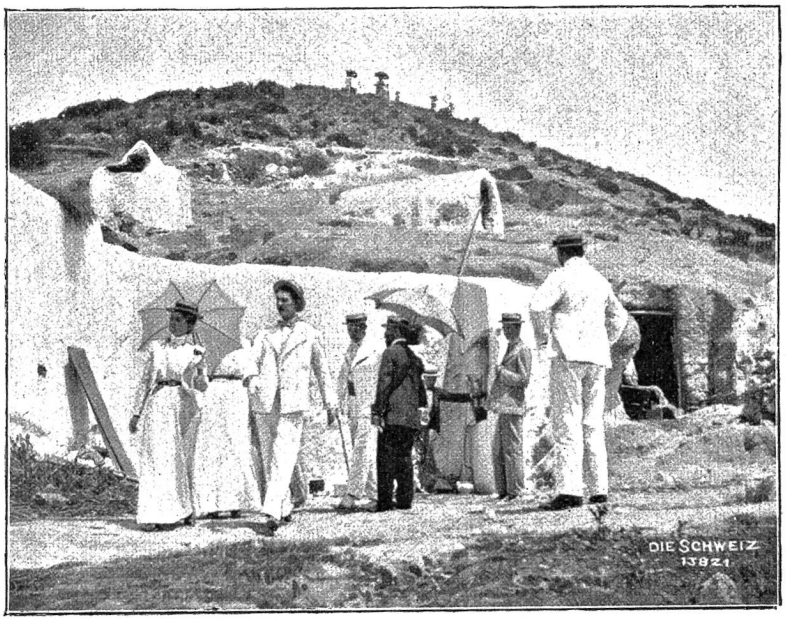
Nur durch einen schmalen Meeresarm ist Santo Stefano von der Schwesterinsel Ventotene getrennt. — Außer dem kahlen, bloß 116 Meter hohen Monte dell' Arco ist die Insel ganz flach. Neben den etwa 300—400 Einwohnern, die im gleichnamigen Orte wohnen, hausen hier noch einige hundert Verbannte des Domicilio coatto.

Glühend heiß brennt die Sonne, bald steht sie direkt über uns, die fiebernde Luft zittert. Bald da, bald dort, immer in Schiffsnähe sieht man spielende Delphine, deren silberne Schuppenleiber weithin glitzern, aus dem Wasser emporschnellen. Jedermann sucht sich ein schützendes Plätzchen auf Deck, und manch einer hat sich zur verstohlenen Siesta hingelegt. Sonntägliche Stille herrscht an Bord, nur die immer gleichmäßig arbeitende Maschine macht eintönige Musik.

Doch schon vor ein Uhr ist die Ostküste von Ponza in Sicht. Langgestreckt, mit steiler, zerrissener Felsenküste, die sich vielfarbig im Wasser wiederspiegelt, zieht sich die Insel von Süd nach Nord. Nicht mit Unrecht vergleicht sie Dr. Graeser in seinen „Skizzen aus Italien" mit einem übermächtigen, schartigen und blutbefleckten Türkensäbel, der auf dem schimmernden Teller des Meeres liegt. Schon hat uns der Semaphor auf Monte di Guardia (280 Meter über Meer), der höchsten Erhebung der Insel, erblickt. Näher, immer näher kommen wir dem berückenden Landschaftsbild; eine kleine Barkenflottille arbeitet sich tapfer unserm Fahrzeug entgegen, gerade als wollte eine Torpedobootdivision einen feindlichen Panzer unbarmherzig in den Grund bohren.

Doch nein! — Pontinesische Fischer sind's, braungebrannt wie Afrikaner, die uns ans Land setzen sollen. Jeder will der erste am Schiff sein, und das unnötige Geschrei und Rufen besagt uns nur zu deutlich, daß wir es auch hier mit der neapolitanischen Rasse zu thun haben. Noch im Meer draußen wird gehalten, und rasch sind Männlein und Weiblein in die Barken verpackt. Nur ein paar gar bequeme Ausflügler bleiben an Bord beim kühlen Bier zurück.

Nach kurzer Ueberfahrt landen wir, nicht beim Ort Ponza selbst, nein, das haben wir für später aufgehoben, sondern weiter nordwärts, bei der Cala d'Inferno. (Bei dieser Hitze fand ich diese Benennung mehr als berechtigt). Unsere Absicht ist, vom schmalen Felsenstrand durch den durch die weißen Tuffelsen gehauenen Weg, an der lebendigen Quelle und den Troglodytenwohnungen von „Le Forni" vorbei, auf einem zwei Stunden langen Pfad, der über den Rücken der Insel führt, nach dem Hauptort zu gelangen. Doch nur ein kleiner Teil unserer Expedition steigt in der afrikanischen Gluthitze den weißen staubigen Weg empor. Die Uebrigen bleiben am Strand.

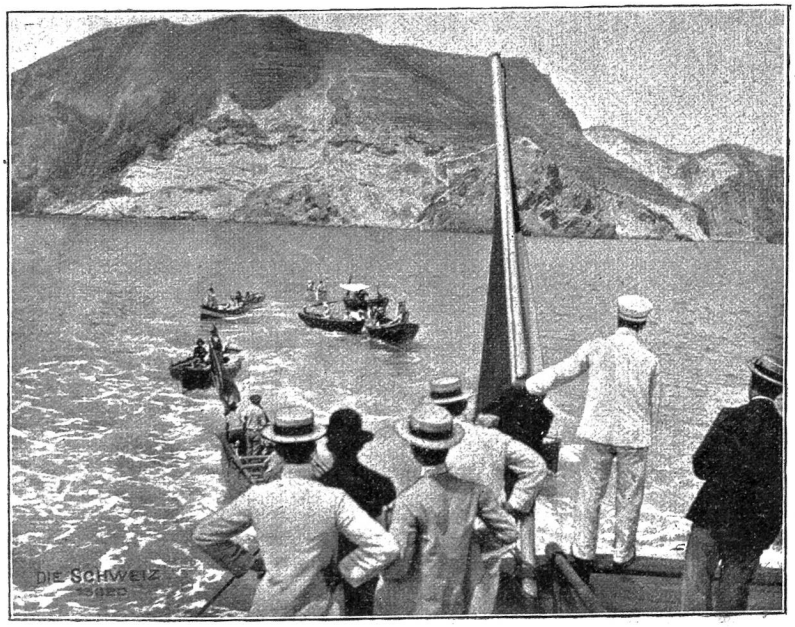


Bei den Troglodytenwohnungen (Phot E. Gaeng).

Schon wenige Meter über dem Meeresspiegel tritt die schon oben erwähnte, ergiebige Süßwasserquelle zu Tage. Das Wasser ist klar und gut, mit einem schwachen Mineralbeigeschmack. Unbenutzt fließt das köstliche Naß in zwei dem Verfall nahe Bassins und von dort ins Meer. Die Römer hatten zu ihrer Zeit eine drei Meilen lange Leitung nach Ponza geführt, deren Ueberreste man heute noch an verschiedenen Stellen vorfindet; die jetzigen Bewohner von Ponza begnügen sich mit schlechtem Zisternenwasser.

In verhältnismäßig kurzer Zeit waren wir auf der Höhe bei den Höhlenwohnungen. Unser nicht gerade angenehmes Schwitzbad wurde durch das uns gebotene Bild reichlich entschädigt. Ja, ich wage zu behaupten, daß die Szenerien hier mancherorts die von Capri übertreffen.

Zu unsern Füßen der kurze, weiße Strand, an dem sich noch die Barken, die die Nachzügler bringen, drängen. Zu beiden Seiten steile, schroff abfallende Lavafelsen, die in der tiefblauen Flut unzählige Buchten, Gänge und tiefe, klaffende Spalten bilden, in deren Dunkel sich das wellende Meer hineinschmiegt und drängend und rauschend mit weißem Gischt zurückströmt. Weit in der Ferne sticht einsam der spitze Fels „La botte" aus dem Wasser. Gegen Westen, über den Rücken der Insel Ponza hinaus sieht man die roten, zackigen „Faraglioni" aus der Flut ragen, gerade als wären es Türme eines halbversunkenen Doms. Und hinter ihnen taucht verschwommen die Insel Palmarola auf, die der Form nach genau ein kleines Modell der Hauptinsel (Ponza) ist. Mit einem guten Glas kann man auf dem „Scoglio di Silverio" die Trümmer einer alten Kapelle erkennen, die wahrscheinlich noch aus den Zeiten der frommen Brüder herrührt. Nach dieser Insel gibt es keine Dampferverbindung. Es wäre auch unnütz; denn außer einigen wenigen Familien, die da Wein- und Ackerbau treiben, gibt es keine menschlichen An-



Im Schlepptau der „Napoli" (Phot. E. Gaeng).

siedelungen. Es sind rauhe, schweigsame Menschen, die hier abgeschnitten von der übrigen Welt im Meer draußen wohnen und dem Boden einen kargen Ertrag abringen.

Doch wo sind meine Gedanken geblieben? In Palmarola, während wir doch erst bei „Le Forni" auf Ponza sind.

Die Höhlenbewohner, die sich wie Tiere ihren Wohnort in den Fels gegraben, haben uns freundlichst aufgenommen und uns alles geboten, was ihnen zur Verfügung stand: Schutz vor der sengenden Sonne und einen Trunk klaren Wassers. Trotz Höhlen sind diese primitiven Wohnstätten äußerst reinlich, ja unsereins, der täglich durch die schmutzigen Straßen Neapels gehen muß, ist angenehm überrascht, alles so sauber zu finden. Wände und Schwellen sind mit schneeweißem Anstrich versehen, auch die spärlichen Hausgeräte sind blitzblank. Rings um die Behausungen sind üppige Weinberge, Anpflanzungen von Kaktusfeigen, und dazwischen grünen dunkle Myrten.

Doch halt, ruft man uns nicht vom Strand unten? Richtig — „Alles zu den Booten!"

Ja, da bleibt uns nichts anderes übrig, als den Kurs zu ändern und den weißen Felsensteig wieder hinunterzuklettern.

Es war der liebenswürdige Capitano dei Bersaglieri, die höchste militärische Autorität auf der Insel, der sich und seine Offiziere uns freundlichst als Führer und Cicerone zur Verfügung gestellt hatte, der uns nun zurückrief, da, wie er erklärte, ein Marsch über die Insel um diese Tageszeit viel zu anstrengend wäre und sich manch einer einen Sonnenstich oder Hitzschlag zuziehen könnte. So gerne wir marschfähigen Leute diesen gewiß interessanten Weg gemacht hätten, fügten wir uns doch diesem mehr als vernünftigen Rat.

Also wieder hinein in die Boote, die jetzt im Schlepptau der „Napoli" viel rascher die Flut durchfurchen als vorhin bei den Ruderschlägen.

Sehr ergiebig ist der Fischfang in der Nähe dieser Inseln, besonders die „Ragusten", Seekrebse, kommen in großer Zahl und prächtigen Exemplaren vor. Gerade der graubärtige Fischer unseres Boots führte in dem in der Mitte des Schiffs befindlichen Fischkasten ein Exemplar mit, das mindestens einen halben Meter lang war. Leider sind die Transportverhältnisse nicht gerade günstig. Meistens kommen die Fischer mit der Beute erst zurück, wenn der „Postale" (Postdampfer) schon nach Neapel unterwegs ist, und so bleibt den Leuten dann nichts anderes übrig, als mit dem Segel nach Gaeta oder Terracina zu fahren und ihre Ware dort um viel geringern Erlös loszuschlagen.

Wir fahren gegen die Südseite der Insel, die Taue werden gelöst, langsam gleitet die „Napoli" dem Hafen von Ponza zu, unsere Schiffer greifen aber tapfer zu den Rudern.

Durch verschiedene kleine Inselchen, „Le Formiche" genannt, die unmittelbar dem Hafen von Ponza vorgelagert sind, steuern wir dem Felsen zu, auf dem, von schwarzen Cypressen umrahmt, der Friedhof steht. Bald sind wir am Eingang von mächtigen, in den lebendigen Fels eingehauenen Hallen.

Die Bagni di Pilato.

Die Sage, die sich so manchen Ortes der Inseln bemächtigt hat, erzählt uns Folgendes über diese Hallen:

Pilatus hatte einen reichen Römer im Streit erschlagen und sollte gerichtet werden. Durch mächtige Fürsprache wurde er aber nach Ponza verbannt, um die rebellische Bevölkerung zu züchtigen. Dies sei ihm auch wirklich nach hartem Kampf gelungen. Nach sechs Jahren sei er begnadigt worden und habe den Beinamen „Pontius" erhalten. Später sei er zum Statthalter von Judäa ernannt worden. — Und gerade während seines Aufenthaltes auf Ponza soll er viele grandiose Bauwerke haben anlegen lassen, u. a. auch diese Badehallen

Die Geschichte weiß davon nichts zu berichten, jedenfalls muß es ein im Reich Gewaltiger gewesen sein, der solche Werke hat bauen lassen. Mancher Hammerschlag muß den Meißel in den Stein getrieben haben, um solche Hallen zu öffnen.

Es sind zwei rechteckige Bassins mit schmalen, im Berg sich verlierenden Seitengängen, in denen schwarze Wasser plätschernd an die Wände schlagen, ganz hinten links führt ein geräumiger Gang in sanfter Steigung ins Berginnere: er hat wohl einst in den Palast geführt, der auf Bergeshöh' gestanden. Doch nach kaum hundert Metern durchquert eine tiefe, klaffende Felsspalte den Gang, in deren Tiefe das Meerwasser unheimlich rauscht, und unmittelbar nachher ist der Weg eingestürzt und zwingt uns zur Umkehr. Doch wäre er auch offen, nur zum Kirchhof würde er führen, der Palast ist ja längst nicht mehr. Der Gang ist weiter unten an mehrern Stellen seitlich frei, und diese Luftschächte gewähren einen prächtigen Ausblick über buntfarbige, wildzackige Felsen, nach der Punta del Fieno, der südlichsten Spitze der Insel Ponza.

Wir treten wieder in die Hallen.

Wie herrlich muß es sich hier gebadet haben.

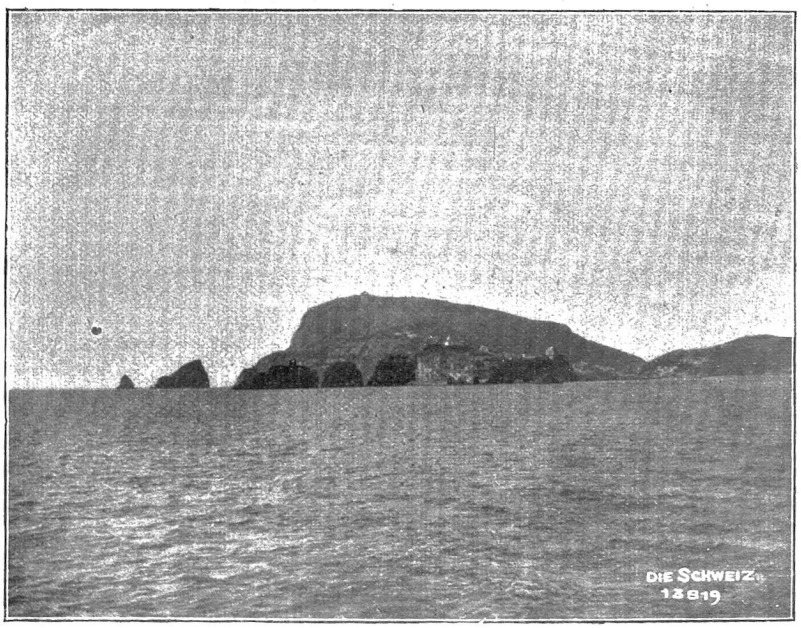
Kein Sonnenstrahl dringt hier ein, nur gebrochener Lichtschimmer erhellt magisch diese mächtigen Räume. Schwache Spuren von Stuck und Marmor lassen die einstige Pracht ahnen. Doch die Natur hat das Ganze in ihrer Weise wieder ausgestattet, vielleicht noch viel schöner. Reich sind die Mauern mit weichem Moos verbrämt, dessen Fond hier braunrot, dort lichtgrün schimmert, und darauf hat Mutter Natur allerlei Blümchen in harmonischer Zeichnung eingewoben. Wie grünglitzernder Smaragd, durch den die Lichtstrahlen dringen, leuchtet das am Eingang der Grotte befindliche Wasser, und murmelnd kommt und geht es, immerfort das Mauerwerk überspülend. In weitem Bogen wölbt sich darüber der Fels. Im Hintergrund führen einige Stufen zu einer jetzt leeren Nische, es war vielleicht einst eine Ruhebank, vielleicht auch ein Altar.

Barke auf Barke fährt hinein ins kühle Halbdunkel und bringt nach kurzer Rast die Besucher wieder ans Tageslicht. Bald sind wieder alle beisammen, und an Klippen und kleinen stillen Buchten vorbei geht's in den Hafen von Ponza.

Einige ununterbrochene weiße Häuserreihen, terrassenförmig am Hügel, der sich unmittelbar hinter dem Ort erhebt, aufgebaut, bilden die ganze „Hauptstadt" der pontinischen Inseln; gegen Westen mit dem Kirchhof der San Silveriokirche mit dem imposanten weißen Säulenportal und der roten Kuppel, sowie mit der alten, jetzt in eine Kaserne umgewandelten Festung abschlossen; gegen Osten am Berghang in Weingärten und indischen Feigenpflanzungen sich langsam verlierend. — Ueber dem Ganzen thront als Abschluß des Gemäldes das weiß und schwarz gestreifte Haus des Semaphors auf dem Monte di Guardia.

Im Hafen liegen etwa dreißig große Segelbarken, die fast alle auf Ladung: Johannisbrot, getrocknete Weintrauben, Kaktusfeigen u. s. w. warten. Außer den Booten, die unsere Gesellschaft landen, ist kein Leben auf dem Wasser. Nur ein paar Jungen im Adamskostüm balgen sich im Sande.

Im Bersaglierischritt gehts hinter unsern Führern her durch die saubere Hauptstraße, die sich im Halbkreis um den Hafen zieht. Ein paar kleine Kramladen, mit der unvermeidlichen Mo-



Südliche Hälfte der Insel Ponza (Phot. E. Gaeng).

nopolverkaufsstelle „Sale e Tabacchi“, sowie einige Weinschenken, die besonders die „Coatti“ frequentieren, sind die ganzen Magazine Ponza's. Etwas hat mich hier aufrichtig gefreut, wenigstens da keine ... Ansichtspostkarten vorgefunden zu haben. Es gibt also doch noch Plätzchen auf der Erdkugel, die von dieser Wut verschont geblieben sind.

Die Nachricht von unserer Ankunft ist natürlich längst wie ein Lauffeuer durch den Ort gegangen, und die freundlichen Insulaner, Jung und Alt, bilden neugierig Spalier. Die Bevölkerung stammt meist aus Neapel und Umgebung und hat somit auch Charakter und Dialekt jener beibehalten, nur das prächtige Lachen und die sorglose Fröhlichkeit haben sie verloren. Durch das rauhe, entbehrungsreiche Leben auf diesen einsamen Inseln sind sie ernster, härter und eckiger geworden.

Schöne weibliche Erscheinungen wie in Neapel, Capri oder Sorrent z. B. findet man hier sehr wenige, fast keine. Die schwere Land- und Weinbergsarbeit läßt sie rasch verblühen zu braunen, runzligen Lasttieren. Ja, sogar zum Fischfang ziehen sie aus und teilen sich mit den Männern ins Rudern. —

Ueberall wird uns ein freundlicher Gruß zuteil, von einigen Fenstern wirft man uns gar Nelken zu. — Eine solch zahlreiche Städtergesellschaft kommt eben nicht oft hieher. — Nach kurzer Zeit haben wir die letzten Häuser hinter uns. Wir sind in einem lieblichen Thalgelände. Die Sonne brennt aber unbarmherzig auf uns arme Mitteleuropäer, und ein kleiner Halt ist uns schon zu gönnen, auf daß wir rückwärts blicken.

Durch den Ort sind wir kaum merklich gestiegen, jedoch so, um nun einen Ueberblick über Land und See zu haben. Wie vor kurzem noch vom Wasser zum Lande, so blicken wir jetzt vom Lande aufs Meer, und ich wüßte kaum, welches der beiden Bilder das schönere zu nennen wäre.

Im Vordergrund die Häuser von Ponza. Links der kleine Vorort Sta. Maria, an dessen idyllischer Bucht einst das „Schloß der Kirke“, jener bösen Zauberin, welche die Gefährten des Odysseus auf die Insel gelockt, gestanden haben soll. — Auch da überall weiße Häuschen in fruchtbaren Gärten, eingefaßt von den bläulichen Hecken der Aloe. Und weiter draußen vor der Bucht starrt wie ein strenger Wächter am Eingang des Hafens der Felsen „La Ravia“ aus dem Wasser. Es ist ein mächtiger, braunrot schimmernder Rhyolitfelsen, auf dem die Engländer einst ein Fort errichtet haben sollen. — Mitten im Golf liegt wie ein stolzer weißer Schwan unsere „Napoli“. Ganz im Hintergrund erblickt man in leichtem Dunstnebel die Insel Zannone, im blauen, blauen Meer schwimmend.

Einer alten Wasserleitung entlang durch frisches Grün bei kleinen Häuschen vorbei gelangt man zum Eingang eines zwei Meter breiten und ebenso hohen, mit Licht- und Luftschächten versehenen Tunnels. Gleich erkennt man an der regelmäßigen Backsteinkonstruktion die römische Bauart. Die Römer, die wie Maulwürfe die ganze Insel durchwühlt haben, verbanden mit dieser Gallerie den auf der einen Seite der Insel liegenden Ort Ponza mit der auf der Westküste liegenden großen Bucht „Chiaia di Luna“. Der Tunnel ist gut erhalten und ohne Beschwerlichkeit zu begehen. In etwa zehn Minuten kommt man an die oben erwähnte Bucht, von der aus man einen herrlichen Blick auf Palmarola und auf das weite, offene Meer genießt.

Hier an der Chiaia di Luna liegt die mächtige Grotta del Segreto — Höhle des Geheimnisses. Es ist ein hoher, total dunkler Raum, über dessen Wände phantastische, grauenerregende Fratzen im Fackelschein dahinhuschen. Auch hier ist die Sage zu Hause. In stürmischen Nächten soll aus dieser Höhle ein schwarzer Mönch treten und am Strand der Chiaia di Luna sein Unwesen treiben. Die Höhle wird deshalb auch „Grotta del Monaco“ genannt.

In der Nähe von Santa Maria befinden sich noch die Grotte di Pilato (nicht mit Bagni di Pilato zu verwechseln), welche die gleiche Beleuchtung wie die blaue Grotte von Capri, nur noch schöner, haben sollen. Leider war aber unsere Zeit zu knapp bemessen, so daß wir, obwohl nur ungern, auf diesen Besuch verzichten mußten.

Auf halber Höhe hinter Ponza liegt ein großes, graues Gebäude, das „Domicilio coatto“.

Das Domicilio coatto in Italien hat einige Aehnlichkeit mit unsern Korrektionshäusern, doch mit dem großen Unterschied, daß die Sträflinge oder Verbannten hier nicht zur Arbeit gezwungen werden, sondern den ganzen Tag müßig in dem ihnen angewiesenen Rayon herumschlendern können und vom Staate noch täglich eine halbe Lira für den Unterhalt bekommen. Zudem verurteilt nicht der Richter zu dieser Strafe, sondern die sogenannten „Coatti“ werden, ähnlich wie in Rußland, von der Polizei direkt verschickt.

Gegenwärtig sind ungefähr hundert Verbannte auf der Insel. Es sind meistens alte, rückfällige Verbrecher, das gemeinste, gefährlichste Gesindel vom ganzen Lande, das der Staat hier in Pension hat. Daneben finden sich auch politische Verbannte, Sozialisten, Anarchisten 2c., überhaupt alles, was dem Präfekten und der Polizei einigermaßen staatsgefährlich erscheint.

Aber nicht etwa in unterirdischen Verließen schmachten diese Delinquenten, nein, ihre Wohnstätte liegt prächtig, und die Schlafsäle sind geräumig und luftig. Morgens um sechs Uhr werden sie hinausgelassen und sind den ganzen Tag frei, erst abends um acht Uhr müssen sie wieder hinter Schloß und Riegel. Bei ihren „Exkursionen“ sind die Herren Coatti gar nicht so strikte auf die Stadtgrenze angewiesen, das wäre doch etwas zu viel verlangt bei der herrlichen Landschaft.

Manche dieser Sträflinge verdingen sich bei den wenigen Großbauern, andere arbeiten als Handwerker im Ort und verdienen auf diese Weise ein hübsches Stück Geld. Ja, es gibt immer welche, die sich nach Ablauf ihrer Strafzeit als freie Leute niederlassen und ihr Gewerbe fortführen. Das Gros der Gesellschaft ist aber eine licht- und arbeitsscheue Bande, die den ganzen Tag auf der Insel herumfaulenzt. Die neapolitanische Camorra und die sizilianische Maffia, die beiden gefürchteten Verbrecherverbände Süditaliens, finden hier ein reiches Feld zu ihrer Fortpflanzung. Der freie, ungebundene Verkehr unter sich unterstützt die Verbreitung solcher Geheimbünde sowie die Propaganda für politische Umstürzlerideen in jeder nur denkbaren Weise.

Nicht umsonst arbeiten schon seit Jahren tüchtige Männer im Reich daraufhin, das Domicilio coatto abzuschaffen, um dieser Hochschule für Gauner- und Verbrechertum ein Ende zu machen. Hoffentlich sind ihre Mühen von Erfolg gekrönt.

Zur Bewachung dieser, der übrigen Inselbevölkerung gar nicht angenehmen Gesellschaft sind etwa zehn Wächter und eine Kompagnie Soldaten auf Ponza.

Langsam steigen wir wieder ins Städtchen hinunter, wo unser im „Municipio“ beim liebenswürdigen Bersaglierihauptmann eine Erfrischung wartet. Der brave Capitano im Verein mit seinen Offizieren ist wirklich bewunderungswürdig. Ueberall ist er, für jeden hat er ein freundliches Wort, und er macht die Honneurs mit einer Grazie, die eben nur ein Südländer besitzt. Sicherlich mußte ihm ganz Ponza den Biscuitvorrat und jede Flasche Wermut ausliefern, wie hätte sonst der arme Mann eine hundertköpfige Gesellschaft, die unangemeldet erscheint, bewirten können?

Doch schon ist's bald fünf Uhr, und die Sonne rüstet sich langsam zur Neige. So schwer's uns fällt, wir müssen wieder an Bord; denn wir haben einen weiten Weg nach Hause.

Boot um Boot bringt die Zurückkehrenden, und mancher sucht noch mit seinem Apparat das letzte Bild auf die Platte zu bannen.

Das Meer liegt wie flüssige Goldbronze. Ein rosigvioletter Hauch umhüllt die Insel. Doch nicht lange ist uns dieser Anblick vergönnt, die schrille Schiffspfeife ertönt ein-, zwei-, dreimal. Die Marssöhne steigen nach herzlichem Lebewohl und einem zuversichtlichen «A rivederci a Napoli!» ins Boot zurück. Langsam beginnt die Maschine zu arbeiten. Grüße, Vivatrufe und Tücherschwenken, und wir sind hinter der Hafenmauer verschwunden.

Da wäre nun die ganze Gesellschaft wieder beisammen, auch die paar Ausreißer, die sich nicht enthalten konnten, im Kuppelsaal der Bagni di Pilato ein Bad zu nehmen. Ich habe sie darum beneidet.

Schade, daß uns der Mangel an Zeit nicht erlaubte, all das Herrliche, was Natur und Menschenhände hier geschaffen, länger zu genießen.

Wie ein übermächtiger Feuerball, der langsam ins Wasser taucht, so versinkt allmählich die Sonnenkugel im Meer. Scheidend sendet sie uns noch die letzten Strahlen, und bald ist die Dämmerung da.

Wir eilen unter Deck, um der vorzüglichen Schiffsküche wieder alle Ehre anzuthun.

Schon bald blinken uns von Ventotene schwache Lichtlein entgegen. Auch bei uns an Bord wird's zusehends dunkler, ohne

daß ein Lämpchen auftauchte, um unsern Heimweg liebevoll zu erhellen.

Und dunkel blieb's auf dem „Kahn". Doch das Rätsel ist rasch gelöst. Der Dynamo auf dem neurestaurierten Schiffe funktioniert nicht, und so heißt's eben, ohne Licht gen Neapel ziehen. Einige Kerzen beleuchten wehmütig den bald versiegenden Bierschank . . . Es ist eben alles vergänglich.

Eine fröhliche Gruppe, die sich trotz der Dunkelheit nicht beirren läßt, hat sich am Kiel hinten niedergelassen, und bald ziehen die Weisen eines kräftigen Chores übers Wasser hin. Je fröhlicher den Sängern zu Mute, desto trauriger die Lieder. Schweizer und Deutsche sind darin gleich. Nicht das älteste Volkslied wird verschmäht.

Schon sind wir vor Ischia. —

Unser Schiff zieht eine lange Bahn, die eitel Gold zu sein scheint — flüssiges Gold. Es beginnt ein Meerleuchten, so schön, so intensiv, wie ich es selten gesehen habe. Der kleinste Wellenkamm, die mindeste Bewegung des Wassers, durch das Schiff erzeugt, ist phosphoreszierend. Erst kurz vor dem Hafen von Neapel erlischt die flüchtige Pracht.

Schwarz wie ein Geisterschiff zieht unsere lichterarme „Napoli" durch den Golf von Neapel. Uns verdrießt's nicht. — Wir genießen so das nächtliche Panorama, Neapel mit seinem Lichtermeer, das sich vom Vesuv bis zum Posilip erstreckt, noch viel besser.

Um Mitternacht laufen wir im Hafen ein, und jeder eilt nach achtzehnstündiger Tour seiner Behausung zu. Müde sind alle, aber befriedigt durch das Bewußtsein, einen herrlichen, unvergeßlichen Tag genossen zu haben.

Emil Gaeng, Neapel.

Ein heiliger Abend.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus meinem Leben. Von **J. Engell-Günther.**

(Schluß).

Trotz der allgemeinen Unruhe bequemte man sich indessen endlich, das Mittagessen einzunehmen, womit ich doppelt zufrieden war, einesteils, um den durch die Reise geschärften Appetit zu befriedigen, und andrerseits, um dem nutzlosen Jammern und Hin- und Herreden wenigstens für einige Zeit zu entkommen. Zu meiner Erleichterung zog sich nach Tisch jedermann zur gewohnten Siesta in irgend einen stillen Raum zurück, und so durfte ich mich in das kleine Gemach begeben, das man mir bestimmt hatte. Durch dessen geöffnete Fensterthüren gewann man einen herrlichen Ausblick auf das bewaldete Gebirge mit seinen malerischen Gruppierungen von lieblichen Thälern und schroffen Höhenzügen. Indessen ließ mich die Ermüdung doch bald vorziehen, mich auf das Bett zu werfen, das nach Landessitte nur in primitiver Form hergerichtet war. Allein kaum im Begriff, für eine Weile einzuschlummern, wurde ich plötzlich wieder ganz wach gerufen, da eine dunkle Gestalt mit Heftigkeit zu mir hereinstürzte, sich schluchzend vor mir zu Boden warf und mich in beweglichen Ausdrücken um Hilfe und Vermittlung anflehte. Immerhin dauerte es ziemlich lange, bis ich verstand, um was es sich handelte; aber endlich begriff ich doch, daß sie, die Sklavin Corinna, das spezielle Eigentum der Donna Veridiana, einen Dienst von mir erbat. „O Senhora Donna," rief sie, „ich habe der verstorbenen Mutter, meiner Herrin, versprechen müssen, ihre Tochter, die Donna Veridiana, nie zu verlassen, — nicht bei Tage oder bei Nacht, nicht im Leben oder im Sterben, und ich habe mein Wort halten wollen, gewiß! . . . Wie sollte ich nicht? . . . Muß man nicht den Toten seine Versprechungen erfüllen? . . . Sie möchten uns sonst am Throne Gottes verklagen! . . . Aber, sehen Sie, Senhora, ich wußte damals nicht, was es bedeuten will, wenn man selbst Mutter wird! . . . Nun konnte ich doch mein Kind nicht hier zurücklassen, um mit der Senhorinha zu gehen, besonders da sie meiner nicht mehr bedarf . . ." Ich wunderte mich, warum Corinna nicht versucht hatte, ihr Kleines mit sich zu nehmen; doch hütete ich mich wohl, diesen Gedanken auszusprechen, weil ich wußte, daß man ihn mir leicht als eine absichtliche Verführung einer Sklavin zur Flucht hätte auslegen können. Und sie, als ob sie meine Gedanken erraten habe, fuhr fort: „Sie müssen wissen, Senhora, daß ich meinen Sohn nicht forttragen kann, ohne daß man es bemerkt. Die kleinen Schwarzen sind hier sämtlich unter der Aufsicht der alten Severa, und die Neger sind angewiesen, keine Negerin außerhalb der Pfähle, die den Hof des Rancho (Schuppens) einschließen, zu dulden. Wäre es mir vielleicht auch gelungen, mich heimlich mit ihm zu entfernen, so würde man mich doch wahrscheinlich eingeholt haben, weil ich mit dem schweren Kinde nicht schnell fortgekonnt hätte, und dann wäre mir eine sehr grausame Bestrafung gewiß gewesen. Ueberdies wollte auch Donna Veridiana meine weitere Begleitung durchaus nicht." — „Warum nicht? Sie braucht also deine Dienste nicht mehr?" fragte ich, und Corinna antwortete: „Nein, leider nein! Und das Kind wollte sie erst recht nicht in ihrer Nähe dulden. Es ist wahr, es ist so!" — „Was, Corinna, du weißt also, wohin Donna Veridiana sich begeben hat? Wo ist sie?" rief ich fast atemlos vor Aufregung. „Ich denke wohl," sagte sie mit Stolz. „War ich denn nicht ihre einzige Vertraute? Und ich habe gewiß nichts verraten! . . . O nein, so dumm bin nicht!" — „Die Eltern sind aber jetzt in großer Sorge um sie! . . . Da werden sie doch die Wahrheit erfahren müssen!" versetzte ich. „Freilich, darum gab mir die Senhorinha ja den Brief für ihren Vater, in den sie alles hineingeschrieben hat, bevor sie ging. Als ich sie richtig in den Händen des Padre Crispiniano sah, wissen Sie, der immer ihr Beichtvater gewesen ist, da mußte ich wohl umkehren." — „Wie? . . . Des Padre Crispiniano, sagst du? . . . Will der sie denn nun verheiraten? . . . Und warum muß das so heimlich geschehen? . . . Ist es denn eine so unpassende Partie? . . . Und wenn das der Fall ist, wie kann denn der Padre sich dazu hergeben, solch ein Bündnis zu schließen?" — Corinna schüttelte den Kopf, da sie wahrscheinlich nicht recht begriff, was ich meinte. „Unpassend?" wiederholte sie. „O nein, der Padre muß es ja wissen! . . . Und ich denke, es muß wohl eine Ehre sein, sich mit Gott selbst zu vermählen; ja, ich habe es gehört, als der Padre zu der Senhorinha gesagt hat: Dein Bräutigam, der Herr Christus, der wie Gott selbst ist, erwartet dich, und wenn du ihm in allem gehorchst wie bisher, wirst du sehr glücklich werden. . . . Gewiß, Senhora Donna, so hat er zu ihr gesprochen!"

„Gut, Corinna, ich weiß nur nicht, was ich dabei thun soll! Was wünschest du nun eigentlich von mir? Wenn die Senhorinha, wie es scheint, ins Kloster gehen will, kann ich sie doch nicht davon abhalten?"

„Das meine ich auch nicht!" versicherte sie lebhaft. „Was läßt sich thun, wenn die Hochzeit mit dem Herrn Christus schon gefeiert ist? . . . Und weil er selbst Gott ist, wird er sie schon vor Unheil zu schützen wissen. Nein, Senhora Donna, die arme Corinna will Ew. Gnaden nur bitten, ihre Madrinha (Patin) sein zu wollen, damit sie nicht mit der Peitsche gestraft werde, weil sie der Senhorinha fortgeholfen, bis die Reiter sie dem Padre Crispiniano abgeliefert hatten, die von diesem geschickt waren. Darum frage ich Sie, Senhora Donna, ob Sie nicht" — und sie warf sich mir wieder zu Füßen — „bei Senhor Gabrielo für mich sprechen wollen, und ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, Senhora Donna; denn er wird sehr böse sein." — „Was ich thun kann, soll gern geschehen, Corinna!" versetzte ich. „Und ich hoffe, daß es dir nützen wird." — Kannte ich doch die hier herrschende Sitte, auf die Fürbitte einer freien, anständigen Person einem Sklaven die Strafe zu erlassen, wenn sie auch leider bei spätern Veranlassungen nachgeholt wurde. — „Dank, tausend Dank, Senhora Donna!" rief die Negerin. „Aber, Senhora, das ist noch nicht alles. Sie müssen auch die große Güte haben, mir den Brief zu schreiben, den ich leider in der Angst und Aufregung verloren habe." — „Wie? Was für einen Brief, Corinna?" — „O, Senhora Donna, ich meine den Brief, den die Donna Veridiana mir für ihren Vater gegeben hat . . . Ich muß ihn unversehens herausgerissen haben," — sie zeigte ihre leere Tasche — „und . . . sehen Sie . . . nun ist er fort!" —